

Lied der Frauen.

Wir zittern wie arme Halme,
eh' sich der Sturm erhebt.
Durch unser leises Leben
ein fremd Erschauern bebt.

Wir wissen es nicht zu fassen;
es ist so schwer, so schwer.
Ein finst'rer Reiter reitet
über die Erde her.

Von seinem Mantelsaume
träufelt's wie Blut so rot;
er hält ein Schwert geschwungen,
und wo er naht, ist Tod.

Und wo er naht, ist Verderben,
viel Abschied und viel Schmerz.
In uns're bange Seelen
greift seine Faust aus Erz.

Neben den Schlachten.

(Bei den internierten deutschen Soldaten
in Holland.)

Alkmaar, 21. August. (Von unserem Korrespondenten.)

I.

In Amsterdam ist die Diamantschleiferei, die schon lange von einer furchtbaren Krise betroffen war, auf Jahre hinaus verloren. Von 8000 Arbeitern haben keine 400 mehr Beschäftigung. 6 Gulden zählte die vortreffliche Organisation bisher ihren Arbeitslosen. Sie muß jetzt die Unterstützung einschränken und Beamte entlassen. Und ähnlich sind die Verhältnisse in vielen anderen Industrien. So hat die Kalkofirma Van Houten ihren Betrieb stillgelegt. 600 Arbeiterinnen sind ohne Brot. . . Was nützt es unter diesen Umständen, daß die Lebenskosten derzeit in dem mit so blühender Landwirtschaft und Viehzucht gesegneten Land infolge der zeitweise gesperrten Ausfuhr erheblich geringer geworden sind und auch die nunmehr im Interesse der bedrohten Landwirtschaft erfolgte Öffnung der Grenzen jedenfalls keinen Nahrungsmittelmangel befürchten läßt! Milch und Eier sind wohlfeil — aber der Arbeitslohn fehlt, um sie zu kaufen!

II. Die Trübe der nächsten Tage wie das Entsetzliche, von dem uns nur wenige Bahnhöfe trennen, könnte man schier vergessen, wenn man auf dem kleinen Paketdampfer von Amsterdam durch die nordholländischen Gewässer fährt. Der sonst so lebendige Amsterdamer Hafen liegt in starrer Untätigkeit im lichten Sommermorgen da. Kaum da und dort sind einige Sägen in Tätigkeit, gleiten Schiffe und Rähne auf den Kanälen stadtwärts. Wir kommen durch Zaandam, die saubere, gemächliche Stadt, wo heute im Stadthaus der erste sozialistische — von der Regierung ernannte — Bürgermeister Hollands das Regiment führt, durchfahren wahre Straßen von Windmühlen, blicken in die wunderbar durchsichtige grüne Ebene hinab, worin sich Baumgruppen, Wasserläufe, Dörfer, Kirchdörfer und ganz im Hintergrund die gewellte Dünenlinie ganz und scharf abzeichnen. Schwimmen dann auf dem breiteren „Alkmaarer Meer“, das als bisher unbewogener feuchter Nest die Geschichte des Meer abgerungen Landes bezeugt, und wieder an sauberen Dorfküsten, an Hafenanlagen und Deichen entlang. Wären die Soldaten nicht, die auf Fahrrädern über die Landstraßen laufen, anständig die Angel in den Wasserspiegel senken, oder, im Gras lagend, dem Schiff freundlich zuwinken, so könnten wir am Ende den Rued unserer Fahrt vergessen.

Nach fast dreistündiger Fahrt erreichen wir die Hauptstadt der Provinz Nordholland, Alkmaar. Vom Landungsplatz führt uns der Weg am Marktplatz mit dem architektonisch merkwürdigen städtischen Waghäuser vorüber, um das sich am heutigen Freitag das bewegte Treiben des wöchentlichen Käsemarkts abspielt. Dachförmig aufgeschichtet liegen die frischgepressten, glänzend gelben oder roten Käsefugeln der verschiedenen Bauern da. Man möchte an riesige Orangen denken. Markträder, deren verschiedene Räder man an der Farbe ihrer Strohhüte — grün, rot und orange — unterscheidet, tragen sie auf bahnenähnlichen Gestellen in einem seltsamen Zippelgang zwischen der Woge, dem Badhaus, den an

der Gracht liegenden Rähnen der Bauern und den Käsegeschäften, deren Magazine fast in allen Häusern rings um den Markt offen stehen, hin und her.

In einer durch die Wohlhablichkeit der Häuser und die schöne Ausstattung, man darf sogar „Eleganz“ sagen, ihrer gefüllten Auslagen auffallenden Hauptstraße sehen wir noch ein blühendes Altmännerhaus, dessen Injassen sich, zum Teil über die Zettung gebeugt, im angrenzenden Gärten sonnen, ein ansehnliches Rathaus, das seine jetzige Gestalt in der Geldzeit der Stadt erhalten hat — in Alkmaar ist der niederländische Rebellentum zum erstenmal gegen die Spanier siegreich geblieben —, und als Abschluß die hochstehende, spätgotische Hauptkirche. Wir haben dann noch schöne Anlagen an der ehemaligen Stadumwallung zu überqueren und kommen so zur Haltestelle der Trambahn, die uns nach Bergen a an See führen soll, wo die auf holländisches Gebiet geratenen deutschen Soldaten interniert sind.

Bergen ist ein beliebtes Seebad hinter den Dünen, die hier launische und bedeutende Formen haben, woraus der ein wenig nach Hotelierphantasie schmeckende Name der „holländischen Schweiz“ abgeleitet worden ist. Schon auf der Trambahn begegnen wir dem ersten deutschen Soldaten, einem Militärliege, der bei Oostburg, unweit von Gent, auf holländischem Gebiet niedergegangen ist, nachdem er zwei Augen in seinen Apparat bekommen hatte. Er wird jetzt von einem holländischen Obersten, der das Kommando über die Interniertenlager führt, nach Bergen geleitet.

Die unbesorgte Befestigung der Schwierigkeiten, auf die ich und mein Reisegefährte, Genosse De Noode von unserem Partei-„Het Volk“, bei unserer Expedition uns gefaßt gemacht hatten, dankten wir dem glücklichen Zufall, daß wir in Alkmaar mit Genossen fliegen, Mitglied der Zweiten Kammer, zusammen, trafen, der im Besitz einer Autorisation des Kriegsministers war, die ihm den Zugang zu den Internierten öffnete. Als Begleiter fliegere profitierten wir von diesem Durchlaßschein und von der Achtung, die hierzulande offenkundig die Angehörigen der Armee den Vorkämpfern entgegenbringen. So öffneten sich für uns Tore, vor denen sich die Vertreter der großen bürgerlichen Presse Hollands bisher vergebens um Einlaß bemüht hatten.

Zu besonderem Dank sind wir hierbei dem erwähnten holländischen Offizier verbunden. Doch den liebenswürdigen, gewinnenden Formen auch die Wärme des Herzens entspricht, wurde uns nicht nur durch seine eigenen Mitteilungen, sondern auch durch die Aussagen der deutschen wie der belgischen Internierten bezeugt. Mit Menschlichkeit und Gerechtigkeitsinn ist er bemüht, die Lage der seiner Obhut anvertrauten fremden Soldaten möglichst erträglich zu gestalten. Ihre Situation hat er ihnen in nachstehendem, der Gemütslichkeit nicht ganz entbehrenden Befehl dargelegt:

Soldaten!

Das Kriegsgeschehen hat euch in meine Arme geworfen. Ich heiße euch in eurem Internierungsplatz willkommen. Es wird euch bekannt sein — und wenn nicht, teile ich es euch mit —, daß ihr jetzt unter den niederländischen Kriegsgeschehen steht und alle niederländischen Offiziere und Chargen als eure Vorgesetzten anzuerkennen habt. Unterwerft euch mit Gelassenheit eurem Schicksal. Gerade in Augenblicken des Kriegsgeschehens muß ein Soldat beweisen, daß er ein guter Soldat ist. Wenn von meiner Seite alles getan werden wird, um euer Los zu erleichtern, fordere ich von euch strengste Disziplin, denn auch in eurem derzeitigen Vaterland ist Disziplin die erste, eiserne Pflicht in der Armee.

Die seltsame Armee, die jetzt dem Obersten unterstellt ist, hat heute — mit dem eingelieferten deutschen Flieger — genau das Hundert erreicht. Sie ist auf zwei, vorzüglich voneinander getrennte Lager verteilt. Die Belgier sind in Alkmaar, die Deutschen in Bergen interniert. Die Offiziere sind in einem guten Hotel des Badeorts — zum mäßigen Preis von 3 Gulden — untergebracht. Befanlich hat der internierende Staat Anspruch auf Ersatz der notwendigen Internierungslosten sowie der dem Rang entsprechenden, nach seinen eigenen Befolgungsregeln den Internierten ausbezahlten Löhnen. Den deutschen Soldaten ist ein Zeltlager am Weg von Bergen nach dem Meer angewiesen. Ein Stachelstrauchsondier sonder den weiten Platz von der Landstraße und dem angrenzenden Gelände ab. Ein holländischer Soldat steht am Eingang Wache. Auch sonst sind holländische Wachmannschaften da, und Pfadfinder versehen Potendienste.

Theater.

Schillertheater O. Frischweiler. Schauspiel von Hans v. Wengel und Ferdinand Kunkel. Frischweiler liegt bei Wörth. Daß das vor anderthalb Jahrzehnten geschriebene Stück laut Theaterzettel 1870 spielt, daß französische und preussische Uniformen auf die Bühne kommen, ein Kaiser Pörsch, dessen verderbter Bruder französischer Offizier ist, als deutscher Kämpfer die Eroberung des

Elßah und seine eigene Befreiung durch die Truppen des Kronprinzen schwungvoll prophezeit, hat anscheinend genügt, das verschollene Stück aus der Dunkelkammer vorzuholen. Wenn in dem Hölischen Stück „Das Volk in Waffen“, mit dem das Schauspielhaus eröffnete, trotz künstlerischen Unvermögens dennoch ein Stimmungsbild der Zeit der Freiheitskriege weckte, fehlt diesem Schauspiel, dessen Wache übrigens bei allem „Deutschtum“ das Vorbild Scribblers Intrigen-dramatik gekünstelt kopiert, jede Spur lebendiger Beziehung. Noch mehr, die (vermutlich nachträglich für die Aufführung) im letzten Akt eingeflochtene Episode, die die Todesangst eines französischen Barbiers vor den Augen der nahenden Preußen ins Woffenhait zieht, qualifiziert sich als eine in deutschen Theatern bisher wohl unerhörte Geschmacklos und würdelose Spekulation auf niedrigste Instinkte chauvinistischen Hochmuts. Leider erhielt sie nicht die gebührende Fertigstellung. Ein Teil des Publikums schien sich daran gar zu vergnügen.

Die Erfindung arbeitet, in souveräner Unbekümmertheit um Motivierungen, mit Spionage, Kriegsgericht und Liebe. Der deutsche Held und Pörschsohn hat so vortrefflich — hört man — spioniert, daß seinen Nachrichten der Wörther Sieg zu danken ist! Eine eifältige Komik liebt ihn, er liebt desgleichen. Ebenso aber auch der Bruder, der französische Offizier. Gegen das Versprechen des Barbiers, ihn zu heiraten, läßt dieser den Kundschafter entschleppen und fungiert dann selbst als Beisitzer des Kriegsgerichts, das den Fall zu unteruchen hat.

Schließlich kommt die Wahrheit an den Tag. Doch schon sind auch die Preußen zur Stelle. Der gute Bruder trügt seine Zoinette; dem schlechten, dem überführten Verräter, dem die Großmut der Verräter den Offizierspost auf dem Schlachtfeld zubilligt, hält der Pörsch die Leichenrede. Ein Teil des Publikums vollführte unentwegt gewaltige Weisheitsfärme. Herr Kunkel dankte in Uniform.

Kleines Feuilleton.

Beim Verschönerungsrat.

In der letzten Nummer („Kriegsausgabe“) einer illustrierten Zeitschrift, sieht man in einer Zeichnung den Kriegsgott Mars als Verschönerungsrat wollen. Er ist nicht der Mann, der halbe Arbeit macht, und rennt die ganze Richtung über den Haufen — soweit sie nicht schon geschäftig „von den Höhen herabgelagert“ ist, auf denen sie der Kunst des Alltäglichen gelauscht hat. (Wie es in einem Aufsatz unter dem Titel heißt.) Er regiert die Stunde und darbiert die Dichtersprüche. Es kommen alle dran. Immer einer nach dem anderen. Der Herr Sudermann sitzt vor dem Spiegel wie hingekoffen, und Mars verleiht ihm ein zeitgemäßes Aussehen. Unter seinen Händen verändern sich die „Höpfe“ ausnahmslos. Einer sieht dem anderen zum Verwechseln ähnlich. Witte, der nächste! Auf Technik, Stil und was dergleichen Land noch mehr ist, kommt es heute nicht an. Für Eigenheit ist jetzt kein Platz und kein Sinn vorhanden. Und sogar Hermann Bahr (er kommt gerade zur Tür herein), der jenem Himmelsvater gleicht, dem Raum und Haarbürste fremd sind, will sich nun einen moralischen Einschlag geben lassen. Und er schwimmt auch schon seit Tagen in den Reiben derer, die sich der Wirklichkeit fern und in „Hängen.“ Durch Did und Dünn geht für den Imperialismus, und wenn dabei auch nur Worte, und immer nur wieder Worte, herauskommen. Sie sind alle heimgekehrt, die verlorenen Söhne „aus den Höhen und Tiefen spekulativer Geistigkeit“ und machen sich jetzt an der wohlbesetzten Tafel breit.

Notizen.

— Ueber den „neuen“ Kometen schreibt uns ein Leser: Ich gestatte mir die Bemerkung, daß es sich wahrscheinlich um den Kometen 1913 (Delavan) handelt, der im Dezember 1913 entdeckt wurde, im Anfang Oktober 1914 sein Perihel erreicht und augenblicklich, wie angegeben, zwischen den Sternbildern „Großer Bär“ und „Zwillinge“ steht. Die theoretische Bestimmung seiner Helligkeit ergab, daß er voraussichtlich Mitte August 1914 mit dem bloßen Auge sichtbar werden würde, was auch eingetroffen ist. Ich beobachtete ihn zum erstenmal in der Nacht vom 29. zum 30. August und konnte mit einem Zweiföller einen Schweif von circa 1/2 Grad Länge feststellen.

— Die Volkskassenabende zum Eintrittspreis von 10 Pf. die der Verband der Freien Volksbühnen mit Unterstützung der Arbeiterorganisationen und zahlreicher hervorragenden Persönlichkeiten veranstaltet, werden am 6. September durch einen Abend im Bürgeraal des Rathauses eröffnet. Der musikalische Teil des Programms wird von Herrn Arthur Schnabel und Frau Theresie Schnabel-Wehr, der deklamatorische von Frau Tilla Durieux ausgeführt. Weitere Abende sind geplant am 7., 9., 11., 14., 16. und 18. September.

— Theaterchronik. Im Schiller-Theater Charlottenburg findet heute Donnerstag die erste Aufführung der „Hermannschlacht“ von Kleist statt.

Ein bayrischer Soldat.

Erlebnisse des Kaver Was im Jahre 1870.

Von Ludwig Thoma.

Es sind schon Wihe gemacht worden auf die Franzosen, denn ein Soldat denkt bloß an das Prügel, und er schlägt den Feind schon vor er ihn sieht.

Wir mußten Scheiben schießen und manövrieren, und man hat uns im Unterricht gezeigt, wie die französischen Soldaten aus-schauen.

Am 31. Juli sind wir ausmarschiert; es war an einem Sonntag früh um halb zehn Uhr, da sind wir vor der Mag-Kaserne ge-fahren.

Unser Oberst von der Tann hat eine Rede gehalten, und er hat sein drittes Bataillon leben lassen.

Dann sind wir zur Bahn marschiert, voran der Herr Oberst und unser Herr Major Steurer.

Viele Leute haben uns begleitet und Abschied zugerufen, aber auf der Bahn ist es schnell gegangen mit dem Einsteigen und Abfahren.

Der Zug ist über Ingolstadt, Eichstätt nach Nördlingen ge-fahren; dort sind wir abgeseift worden. Dann ist es weiter-gegangen nach Heilbronn und Jagstfeld, wo wir Kaffee saßen, und dann bis Reggersheim.

Da sind wir ausgestiegen und weiter marschiert bis nach Al-lustheim im Badischen.

Da haben wir bivouakiert, und es war der 1. August.

Die Leute dort waren freundlich zu uns und haben uns fleißig regaliert.

Sie sind in Angst gewesen vor den Franzosen, und haben alle Tage geglaubt, sie kommen.

Jetzt, wie sie uns gesehen haben, da haben sie wieder mehr Scheid gekriegt und haben uns schon voraus gelobt.

Am 2. August in der Früh sind wir nach Speier marschiert. Dort hat der Kronprinz von Preußen vor dem Dom Aufstellung genommen, und er hat uns im Vorbeimarschieren etwas zugerufen.

Ich habe es nicht verstanden, aber hinterher hat man erzählt, daß er uns als tapfere Bayern begrüßt hat, und daß er gesagt hat, es wird bald Ernst. Denselben Tag sind wir bis Schifferstadt.

Das Weiter war schweiß, und der Tornister hat mir Beschwerden gemacht.

Doch ist es mir besser gegangen, als vielen Kameraden, die wunde Füße gekriegt haben.

Am 3. August sind wir bei Germersheim gewesen, und wir hatten ein schlechtes Biwa, denn bei der Nacht kam ein großes Gewitter und der Regen hörte nicht auf.

Ganz durchnäßt sind wir den andern Tag bis Langenandel marschiert. Auf einmal hörten wir es donnern, und unser Feld-webel sagte: Ihr Grasteufel, jetzt könnt Ihr Pulver riechen. Das sind Kanonen.

Er hat es gleich gemerkt, weil er Anno 68 dabei war.

Ich habe geglaubt, daß wir noch heute daran kommen, und das Herz hat mir geklopft.

Ein Offizier ist dahergeitten, daß er um und um voll Dred war, und er hat im Vorbeilaufen gerufen, daß Weisburg er-stürmt ist.

Es hieß zuerst, wir müssen auch vor, dann ist ein Gegenbefehl gekommen, und wir haben in Langenandel abgelockt.

Ich habe keinen Schlaf gehabt in dieser Nacht, denn das Wasser ist an mir heruntergelaufen, und es ist auch keine Ruhe gewesen, weil ein Regiment nach dem andern durchmarschiert ist.

Am 5. August sind wir in aller Frühe aufgebrosen.

Wir haben beim Marschieren gejunen; auf einmal sind alle still gewesen, denn es waren die bayrischen und die französischen Grenzpässe da, und jedem ist es eingefallen, daß wir jetzt im Feindesland waren. Der Major Steurer ist vorgeritten und hat gesagt: „Jetzt müßt Ihr singen, Leute! Jetzt geht es ins Franz-reich hinein.“ Die Bajonette sind aufgefängt worden, und wir haben dreimal Hurra! geschrien und sind über die Grenze.

Wir sind zum Bahnhof in Weisburg gekommen.

Da hat es wild ausgesehen. Tornister und Gewehre und Helme ist alles durcheinander gelegen, und ich habe auch die ersten Toten gesehen. An der Mauer ist ein Franzose gekniet, und daneben noch einer. Die Gesichter waren ganz schmerzlich verzogen, und die Augen waren weit offen.

Wir haben Halt machen müssen, weil Gefangene gekommen sind.

Unser Hauptmann hat zu uns gesagt, wir sollen sie ruhig vorbeilassen und nicht lachen oder spotten.

Es sind vielleicht vierhundert Mann gewesen, und bayrische Jäger haben sie bewacht. Ein Offizier von ihnen hat zu uns auf deutsch gerufen: „Es ist noch lange nicht gar.“

Da hat der Stegmaier von meiner Kompanie gesagt: „Aber der Anfang war gut.“ Und der Hauptmann hat selber lachen müssen.

Am Bahnhof haben wir die Gewehre zusammengepackt, und es hieß, wir müssen ablocken.

Auf einmal ist der General Off dahergeporen und hat ge-flucht und geschrien, es ist keine Zeit zum faul sein.

Da mußten wir auf und sind am Schloß Weisheim vorbei bis Ingelheim.

Das Ablocken ist jetzt schwer gegangen, denn der starke Regen hat uns zugelegt, und es war in der Nähe kein Wasser da. Wir haben es aus einem Bach geholt, der schon recht schmutzig war.

Aber nur her damit, wenn man kein anderes hat!

Wie es Zeit zum Schlafen war, habe ich umgeschaut, ob ich nirgends gegen den Regen Schutz finde. Da ist in der Nähe ein Holzschuppen gewesen, und ich bin hineingetrochen.

Ich bin auf ein paar Füße getreten, und da ist ein Nord-spektakel angekommen.

„Alle Herrgott und Kreuztürkenelement, Urviach verdammt!“ ist es angegangen, und ein Sakrament nach dem andern hat es ge-hagelt.

Da habe ich gewußt, daß ich unserem Feldwebel hinaufgetreten bin. Denn so wie der hat überhaupt kein Mensch fluchen können.

Ich habe mich hingeliegt und bin froh gewesen, daß ich in der Trockenheit war, und vor Müdigkeit bin ich schnell eingeschlafen.

Liebe Leute, ich will Euch jetzt erzählen von der Schlacht bei Wörth.

In aller Frühe, den 6. August, hieß es auf und den Kaffee locken. Aber leider ging es nicht, denn wir hatten kein Wasser, und wir mußten jetzt unser durchnäßtes Brot essen und schleunig marschieren.

Wir hörten Kanonendonner und merkten, daß etwas los war. (Fortf. folgt.)